

Gottesdienst 18. Oktober 2020, 19. Sonntag nach Trinitatis

Sie hatte immer gute Laune – und wenn es etwas in der Gemeinde gab, wo sie nützlich sein konnte, war sie immer vorn mit dabei: Kaffee kochen, Stühle rücken, Gemeindebriefe austragen. Und sie hatte dieses Leuchten im Gesicht, das von innen kommt und an die Wahrheit erinnert: Ab 40 ist jeder für sein Gesicht selbst verantwortlich. Ich habe sie ein bisschen bewundert und vielleicht auch ein bisschen beneidet und gedacht: So möchtest du auch gern alt werden, wenn es irgendwie geht. Eines Tages fasste ich mir ein Herz fragte ich sie: „Wie machen sie das eigentlich, dass sie so frohgemut durch ihre Tage gehen?“ Sie antwortete nach kurzem Nachdenken: „Also wir sind hier ja unter uns und ich verrate ihnen jetzt mein Geheimnis. Seit ich nicht mehr arbeite, sehe ich morgens in den Spiegel – und manchmal beschliesse ich dann: So wie du heute aussiehst, bleibst du lieber zu Hause, denn was können andere Menschen für deine schlechte Laune, Caroline? Das ist der kleine Luxus, den ich mir gönne – und der hilft mir und meinen Mitmenschen. Schaden kann er auf keinen Fall.“ Die Antwort hat mich beeindruckt und ist bei mir hängengeblieben. Ein paar Jahre später habe ich sie zu Grabe getragen. Der Friedhof war da gleich neben der Kirche – und die Kirche war gestopft voll und voller nasser Taschentücher beim Trauergottesdienst. Obwohl Caroline als ehemalige Oberschwester keine Familie hatte und im Frühjahr 1945 mit zwei umhäuerten Taschentüchern in Danzig auf die Flucht gegangen war.

Von Irvin Yalom, dem berühmten Psychiater aus Stanford stammt dieser Gedanke: „Höre auf, dir eine bessere Vergangenheit zu wünschen.“ Mit diesem Sehnen bringen ja eine ganze Menge Zeitgenossen ihre Tage und Nächte zu, schreiben Romane, drehen Netflix-Serien und fallen gelegentlich ihren Zuhörern damit auch auf die Nerven. Sicher verdienen sie dafür auch jede Menge Verständnis. Professor Yalom hört sich diese mäandrierenden Geschichten jedenfalls immer mit Engelsgeduld und für 150 Dollar a 50 Minuten an, um zu verstehen, warum manche Menschen so unglücklich sind – wegen der schlimmen Kindheit, der Gene, des Sternbildes, der schrecklichen Ehe und so weiter und so fort. Dann fragt er, wenn er davon genug hat, in aller Seelenruhe nach: „Es kann gut sein, dass neunzig Prozent ihres Lebens fremdbestimmt sind. Haben sie einen Einfall, was sie mit den zehn Prozent anfangen können, die dabei noch übrig bleiben – und was sie daran hindert, mit sich etwas anzufangen? Wo allein sie selbst bestimmen können, was aus ihnen einmal wird?“ Und manchmal, wenn der Jammer auch damit gar nicht zu stoppen ist, fragt er mit sanfter Stimme: „Was soll eigentlich einmal auf ihrem Grabstein stehen – welche Inschrift hätten sie gern drauf?“

Das ist natürlich ein ganz besonderer Weckruf, eine paradoxe Intervention, die bei manchen Menschen einen Kipp-Punkt provoziert: dass ich eine Ahnung davon bekomme, nicht nur Objekt zu sein, sondern auch Subjekt. Nicht nur Opfer, sondern auch Täter. Es gibt ja den hoch geachteten trostlosen Mythos, dass der Mensch nicht Herr seiner Sinne sein könne – und das könne sogar biblisch untermauert werden: Wenn also Paulus im Römerbrief darüber klagt, dass er wohl wisse, was das Gute sei, was er tun solle aber dann doch das Schlechte vorziehe. „Denn ich weiß nicht, was ich tue. Denn ich tue nicht, was ich will; sondern was ich hasse, das tue ich.“ Das wird ein paar Jahrhunderte später im Artikel 18 des Augsburger Bekenntnisses etwas gerade gerückt. Da steht schwarz auf weiss zu lesen: „Vom freien Willen wird gelehrt, dass der Mensch in gewissem Masse einen freien Willen hat; äusserlich ehrbar zu leben und zu wählen unter den Dingen, die die Vernunft begreift.“ Viktor Frankl, der Psychiater, der die Hölle von Auschwitz überlebt hat, bestätigt das mit den Worten: „Es gibt immer ein so oder so.“ Das heisst: Es gibt letztlich doch einen Unterschied zwischen Opfer und Täter. Durch alle Mixturen hindurch. Und Frankl lehrt weiter: "Mensch sein heißt ja niemals, nun einmal so und nicht anders sein müssen, Mensch sein heißt immer, immer auch anders werden können.“ Er ist damit nicht allein auf weiter Flur. „Ein Christ ist im Werden, nicht im Gewordensein“ heisst das bei Martin Luther. Das kann ich auch übersetzen in den Satz, dass ich selbst an diesem nach vorn offenen Prozess aktiv teilnehme und Autor meiner eigenen Taten bin – in welchem Prozentsatz auch immer. Zehn Prozent bleiben unterm Strich wohl doch übrig, die ich selbst gestalten kann. Selbstwirksam sein nennen das die Psychologen heute – gegen den Trend, sich in der Opfer-Rolle einwickeln zu lassen wie in einen Teppich, den andere dann herumschleppen. Der Tipp, sich in seine eigenen Angelegenheiten einzumischen eröffnet auch diesen weiten Horizont: Ich kann mir Ziele setzen in meinem Gefühlsmanagement – zum Beispiel meine Zündschnüre bis zum Explosionspunkt der Bombe etwas zu verlängern. Vielleicht nur millimeterweise, aber immerhin.

Besonders hat mir der Heiligungsversuch von Jörg Zink gefallen. Zink hat an seinem 50. Geburtstag beschlossen, sich nicht mehr an Polemik zu beteiligen, weil das leider immer auf ein totes Rennen hinauslaufe und nur Verlierer auf beiden Seiten produziere. Dann also doch lieber die andere Backe hinzuhalten als reflexartig zurückzuschlagen. Oder anfangen, sich selbst zu entgiften. Wie das gehen soll? In der Erklärung zum achten Gebot findet sich dazu dieser heilsame Hinweis: den Nächsten nicht zu belügen, zu verraten, zu verleumden oder seinen Ruf zu verderben, sondern ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren. Ich stelle mir

vor, dass nur noch solche Kommentare bei Facebook, bei Twitter und in den Kommentarspalten veröffentlicht werden dürfen, die diesem Geist verpflichtet sind – und auch in allen Wahlkämpfen verbindlich sind. Das könnte auch eine Regel am Küchentisch sein. Eheberater verbieten ihren Klienten jede Art von Ironie im Gesprächsversuch der beiden kriegführenden Parteien. Das unterbricht zunächst einmal die Spirale der Bosheit. Doch, wir können etwas tun gegen toxische Verhältnisse, auch wenn das oft dem Kampf gegen Windmühlenflügel gleicht. Es kommt ja nicht darauf an, herauszufinden, wer angefangen hat, sondern wer aufhört. Und was soll auf dem Grabstein stehen? „Ich wusste immer alles besser!“ oder „Ich geriet leider immer an die falschen Leute!“ oder Karl Valentins pfiffigen Satz: „Mögen hätte ich schon wollen, aber dürfen habe ich mich nicht getraut.“ Oder dies noch zuletzt: „„Eigentlich bin ich ganz anders, nur komme ich so selten dazu“. Das Meisterstück Ödön von Horvaths, von Udo Lindenberg grandios vernuschelt.

Das leitet geradeaus über in die gerade etwas schwindsüchtige Abteilung Humor. Es gibt die ersten Ergebnisse, welche Menschen resilienter, also widerstandsfähiger in der Pandemie sind als andere: Genau, das sind Menschen, die ihren Humor nicht verlieren, weil der Humor die Stresshormone Cortisol und Adrenalin positiv beeinflusst. Meine schon erwähnte Freundin Caroline meinte einmal: „Ich bin jetzt in dem Alter, wo ich Fehler zugeben könnte – wenn ich welche hätte.“ Dabei lächelte sie mir spitzbübisch zu. Welch weiser Einfall, sich selbst aus dem Rennen zu nehmen, weil man gemerkt hat, dass man gerade für Mensch und Vieh eine Zumutung ist - ein genialer Schachzug im Prozess, den neuen Menschen anzuziehen, zu dem der Schreiber des Epheserbriefes wieder mal einlädt. „Alle Bitterkeit und Grimm und Zorn und Geschrei seien fern von euch samt aller Bosheit.“ Ja, geht das denn überhaupt? Ich kenne eine ganze Menge Menschen, bei denen das klappt. Die von mir sehr geschätzte Caroline zum Beispiel. Und das Lebensmotto des Papstes Johannes XXIII. hiess so: „Nimm dich nicht so wichtig, Johannes.“ Ich weiss nicht, ob Caroline den Satz kannte, aber sie hat ihn gut verstanden. Diese Klarheit schenke Gott uns allen. Amen

Pastor Matthias Neumann